

145

... gibt der Welt ein neuen Schein

Von Karl Barth

o. Professor der Theologie an der Universität Bonn

Was bedeutet es für einen deutschen Menschen im Jahr 1931, die Weihnachtsbotschaft zu hören? So gefragt, würde es uns allen und dem Theologen zuerst geziemen, die Hand auf den Mund zu legen und das eine zu bedenken, daß die Weihnachtsbotschaft keine Philosophie, keine Weltanschauung, kein moralisches System oder dergleichen ist, sondern das Wort Gottes, dessen Schlüssel in niemandes Hand gelegt ist, dessen wirkliche Bedeutung für die Menschen der heutigen wie jeder früheren Zeit Gottes Geheimnis ist. Der Ort, wo die Weihnachtsbotschaft heute einen jeden von uns und unser ganzes Geschlecht angeht und trifft mit der Gnade und dem Gericht, mit der Verheißung und mit dem Gebot, die ihm eigen sind, dieser Ort ist ein verborgener Ort und das, was dort geschieht, deuten zu wollen, sollten wir unterlassen, gerade weil es das schlechthin Wirkliche und Entscheidende im Geschehen aller Tage und so auch unserer Tage, unseres geschichtlichen Tages ist.

Man darf und muß aber etwas dazu sagen, was das Hören der Weihnachtsbotschaft für den heutigen deutschen Menschen bedeuten könnte. Kann man sich ihrer in ihrer Wirklichkeit nicht bemächtigen, sie nicht auslegen und anwenden, als ob sie irgend eine menschliche Weisheit wäre, so kann und soll man doch das Zeugnis nicht überhören, das uns an ihre verborgene Wirklichkeit, an deren Wesen und Art erinnert, das uns und das jede Zeit in ihrer besonderen Weise auf gewisse Möglichkeiten aufmerksam macht, die gleichsam das Kleid jenes unzugänglichen wirklichen Geschehens zwischen Gott und Mensch sein könnten. Dieses Zeugnis sind die heiligen Schriften. Wenn die christliche Kirche in diesen Tagen ihres Amtes treulich warten wird, dann wird sie sich nicht vermittelnd in das Geheimnis des Geschehens zwischen Himmel und

Erde eindringen, sondern sich an sein Zeugnis halten und in aller Schlichtheit und dann sicher in aller Kraft auslegen, was sie anzulegen kann: die heiligen Schriften, das Zeugnis derer, denen offenbar war, was uns zu glauben bleibt.

... gibt der Welt ein neuen Schein" hat Luther in dem schönsten seiner Weihnachtslieder von dem im Stall von Bethlehem in die Welt hereingegangenen "ewigen Licht" gesagt. Auch das war nachgesagt (den heiligen Schriften nachgesagt, im Glauben, nicht im Wahn eigenen Wissens um das Geheimnis gesagt) und gerade darum in Kraft gesagt. "Das ewige Licht geht da herein" war eine Uebersetzung des Zeugnisses, mit dem die Kirche aller Zeiten anfangen und bei dem sie unerrücklich stehen bleiben muß: das Wort ward Fleisch, Gott ward unsreiner. So steht es auch mit dem anderen: "... gibt der Welt ein neuen Schein." Luther hat diesen "neuen Schein" nie in seinem Herzen oder Leben oder überhaupt in menschlichen Zuständen und Verhältnissen ("Werken", wie man damals sagte) aufzeigen zu können gemeint. Er nannte den Glauben den "rechten Wertmeister" und hat den Glauben immer beschrieben als ein Sichklammern an das uns gegebene Wort im Zeugnis der heiligen Schriften. Wenn er recht hat, so wäre von dem, was die Weihnachtsbotschaft dem heutigen deutschen Menschen bedeuten könnte, vor allem dies zu sagen, daß dieser Mensch glauben, d. h. daß von dort her, von diesem auch ihm jedenfalls nicht ganz unbekanntem und unzugänglichen Zeugnis her seine Welt einen neuen Schein bekommen könnte. Woher? Aus der neu erwachenden Tiefe seines Gemütes? Aus dem Lebendigwerden des "Weltgewissens"? Aus der zu erhoffenden Geburt einer neuen europäischen oder universalen Geistigkeit? Die Theologie ist nicht dazu da, solche Hoffnungen als Illusionen zu

F. B.

verdächtigen. Sie kann freilich für solche Hoffnungen auch keine Verantwortung übernehmen; sie kann jedenfalls, wenn es sich um den der Welt gegebenen neuen Schein handelt, nicht auf solche Hoffnungen verweisen. Sie kann aber in voller Verantwortlichkeit und mit aller Bestimmtheit auf den Glauben, d. h. auf das Zeugnis der heiligen Schriften verweisen. Sie kann darauf aufmerksam machen, daß es sich hier um eine Instanz handelt, von der nicht Vertröstung, sondern Trost nicht ein Programm, sondern Weisung zu erwarten ist. Die Weihnachtsbotschaft könnte — und das wäre der mit dem ewigen Licht in die Welt hereingegangene neue Schein — Trost und Weisung bedeuten. Es wäre freilich ein ganz abholosophisches, apolitisches, amoralisches Geschehen, wenn sie uns das bedeuten würde. Es wäre bloß das Geschehen des Glaubens, geweckt durch das alte, nun nicht mehr überhörte, nicht mehr mißverständene Zeugnis. Der neue Schein, den die Welt bekommen, Trost und Weisung wären da, wie das in die Welt hineingegangene ewige Licht selber. Wir dürften uns nicht darüber wundern und nicht davon zurückzuziehen, daß von ihm daselbe zu sagen wäre, wie nach einem anderen Weihnachtslied von Christus selbst: "Er liegt dort elend, nackt und bloß in einem Kripplein" und: "Er äußert sich all seiner Gewalt, wird niedrig und gering und nimmt an sich eine Knechts Gestalt, der Schöpfer aller Ding." Trost und Weisung in solcher Verborgenheit zu haben, das könnte das Hören der Weihnachtsbotschaft für den deutschen Menschen von heute bedeuten.

Es ist nicht unmöglich, dies noch etwas zu erläutern. Angenommen, ein solcher heute lebender deutscher Mensch würde glauben, so müßte der Trost und die Weisung, die er damit in aller Unanschaulichkeit empfinde, ebenso unheimlich aber ganz bestimmt in der Erlaubnis und in dem Gebot bestehen, irgendwo, wo er es jetzt nicht ist und nicht sein kann, ganz unprinzipiell zu werden. Prinzipien, Weltanschauungen, Uebersetzungen und dergleichen sind freilich nicht schon an sich das Merkmal des Unglaubens. Sie können, wie der im verstorbenen Jahr verstorbenen Schwäbischer Pfarrer und Schrift-

steller Hermann Rutter gerne sagte, als "Bohnenstangen" dem wirklichen Leben nützliche Dienste tun. Ihre Geltung und Geltendmachung muß aber ihre Grenzen haben. Der Mensch dürfte nicht nur prinzipiell, er müßte auch unprinzipiell sein können. Nun, das ewige Licht, das im Stall zu Bethlehem in die Welt hereingegangen ist, ist jedenfalls, wenn das Zeugnis von ihm recht ist, die denkbar unprinzipiellste Wirklichkeit: daß Gott Mensch ward, das springt aus allen Systemen heraus, wie oft man auch versucht hat, es in ein solches einzubauen. Das ist weder natürlich, noch logisch, noch rechtlich, noch geschichtlich zu begründen, das ist wahr als das ewige Licht, das in Unterschied zu allen unseren Lichtern keiner Speisung und keines Leuchters bedarf. Das ist wahr als die uns widerfahrne Barmherzigkeit. Und nun könnte es sein, daß der deutsche Mensch von heute glauben und weil sein Glauben der Glaube an dieses ewige Licht wäre, irgendwo, wo gerade er es bis jetzt nicht war, von ganzem Herzen unprinzipiell werden dürfte. Hätte er das nicht ganz besonders nötig? Sollte der steile Glaube an allerhand Prinzipien nicht die besondere deutsche Form des Unglaubens sein? Oder wo in aller Welt außer in dem Lande zwischen Maas und Memel hält ein jeder so unentwegt seine Bohnenstange für den Baum der Erkenntnis und des Lebens und tut man sich selber und anderen so viel Leid an — beleihe nicht aus Bosheit, sondern aus heiliger Uebersetzung? Wo sollte eine allgemeine geistige Entwaffnung so nötig und heilsam sein? Wenn der deutsche Mensch von heute glauben, den heiligen Schriften glauben würde, dann würde er gewiß vor allem weniger feierlich von seinen Uebersetzungen denken lernen, er würde seine Bohnenstangen — gewiß nicht zerbrechen und wegwerfen, aber ihrem natürlichen Gebrauch zurückgeben. Er würde Furcht, Liebe und Vertrauen, die er jetzt an die Systeme verschwendet, dem schenken, dem sie allein gebühren und der in kein System zu bringen ist. Und dann würde er — was wäre das für ein "neuer Schein"! — barmherzig werden. Vielleicht in dieser Hoffnung hat unser Herr Reichspräsident den politischen Par-

Hoover Rücksprache genommen hat.

einer Delegation ins Auge fassen.

schon Weihnacht" von dem hervorragenden Münchener Maler Wilhelm Schulz.

teien für die Weihnachtszeit Feiertag geboten: auf daß jedermann sich besinne, ob er nicht vor allem glauben sollte!

Derselbe Trost und dieselbe Weisung der Weihnachtsbotschaft würden dann auch wohl dahin lauten, daß wir statt unpraktisch praktisch sein dürften. In engstem Zusammenhang mit dem Unprinzipiellwerden! Wenn man allzu prinzipiell ist, dann kommt man nicht zusammen, dann bleibt nichts übrig, als sich gegenseitig ins Gesicht zu schlagen und dann kann das Nächstliegende, das man gemeinsam tun sollte, nicht oder nur schlecht geschehen und dann ist man bei aller Heiligkeit der verschiedenen Uebersetzungen unpraktisch. Hätte Gott prinzipiell sein wollen gegen uns, wie er es konnte und wie wir es reichlich verdienten, er hätte nicht ausgerechnet Mensch werden dürfen. Er war und ist aber barmherzig und darum kam er in Christus mit uns zusammen, wohlverstanden mit uns, mit denen er wegen seiner Heiligkeit gar nicht zusammenkommen konnte, mit denen um ihrer Ohnmacht und Bosheit willen ein Zusammenwirken für ihn gänzlich ausgeschlossen war. Gott aber tat und tut gerade dieses Ausgeschlossene — sollen wir nicht sagen: das für ihn den Barmherzigen allein Praktische, das, was geschehen mußte, wenn sein freier, barmherziger Wille geschehen sollte? Und nun könnte ja das ewige Licht auch in dieser Hinsicht geglaubt werden und das würde dann heißen: es könnte in uns ein Wille da sein für das Nächstliegende, das man unter allen Umständen gemeinsam tun sollte.

Die Hindernisse zu solcher Gemeinsamkeit wären entfernt so schwer nicht wie die, die Gott hindern konnten und nicht gehindert haben, mit uns gemeinsame Sache zu machen. Dürfen wir sozusagen göttlicher sein wollen als Gott selber? Wenn wir glauben würden, so würden wir wissen, daß wir gerade das nicht tun dürfen. Das einzig Gewiesene wäre dann, das scheinbar Ausgeschlossene zu tun und also zueinanderzukommen, uns, die verschiedenen Uebersetzungen in Ehren, aber nicht in letzten Ehren; — die Hand zu geben und uns zu helfen, statt uns unaufhörlich mit Querschlägern zu plagen. Der bloße

Bismarck zurück!

188

Münchener Merkste Nachrichten

[84. Jg.] 25. 12. 1931

Grundlage für die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen der

abfindet. Die scharfe Parodie, welche die „Financial News“ am Anfang der Woche an die

in deren Verlag das „Kölnner Tageblatt“ erschieint.

zumachen. Der französische Standpunkt ist dem immer noch entgegengesetzt. Auch die

wegen des überaus spärlichen Studiums nur mit Mühe wehren konnten.

Appell an die Liebe zum gemeinsamen Vaterland scheint nicht zu genügen, um uns in diesem Sinn praktisch zu machen. Und an den christlichen Glauben kann man nicht einmal appellieren, denn er ist wahrlich nicht so da, wie irgendeine Gefinnung da ist, an die man appellieren kann, sondern als Gottesgabe, die wir alle uns nicht nehmen können. Man kann und muß aber sagen, daß diese Gabe sehr konkret dies bedeuten würde, daß der deutsche Mensch von heute, dieser große Unpraktische im Kreis seiner anderen Menschenbrüder, bei aller Prinzipientreue etwas praktischer würde.

Und schließlich könnten derselbe Trost und dieselbe Weisung der Weihnachtsbotschaft dies bedeuten, daß wir wesentlich werden müßten. Und das müßte dann nicht heißen, daß aus jeder ein jeder in seine Innerlichkeit versinkt und den Raum seines Ich in neuen, womöglich christlichen Tiefen weiterdichtet und denkt. Wir haben von dieser Wesentlichkeit zuviel gehabt in allen Jahrhunderten deutscher Geschichte. Unser wartet heute, wenn nicht alles täuscht, das wesentliche Draußen: der Mitmensch, den wir durch die Brille des Prinzipis nimmermehr zu sehen vermögen und der auch im gemeinsamen Werk noch nicht so gesehen ist, wie er gesehen sein will: um seiner selbst willen. So hat uns Gott gesehen, indem er Mensch wurde. Prinzipiell konnte er uns gewiß nicht lieben. Weil er etwas mit uns anfangen konnte, konnte er uns auch nicht lieben, denn was in aller Welt konnte er mit uns anfangen? Er hat uns offenbar um unserer selbst willen geliebt. Der neue Schein, den die Welt damit bekommen hat, daß das ewige Licht da hereingegangen ist, könnte dies bedeuten — nicht daß wir im Handlähren den Mitmenschen als solchen liebten, wohl aber, daß wir wußten: Liebe ist, ob von uns erfüllt oder nicht erfüllt, die hohe Kunst, bei der es nicht um den guten und nicht um den nützlichen, sondern um den wirklichen Mitmenschen geht. Es ist heute viel von ihm die Rede, von diesem wirklichen Mitmenschen. Der Begriff „Klasse“ hier und der Begriff „Volk“ dort wird ungesühnt genug als seine authentische Interpretation ausgegeben: mit dem Erfolg, daß die Angehörigen derselben Klasse und desselben Volkes grimmiger

widereinander sind, sich gegenseitig als Menschen weniger sehen als je zuvor. Man sehe zu, ob es auf diesem und auf jenem Weg ein Weiterkommen gibt! Wesentlich werden hieße doch wohl, auf beiden Wegen menschlich werden. Nun, man kann die Menschen nicht aufrufen und auffordern, wesentlich und also menschlich zu werden. Mit zum Besten am deutschen Menschen der Gegenwart gehört sicherlich, daß ihm mit Moralpredigten in keiner Weise mehr beizukommen ist. Aber das darf er sich sagen lassen: Wenn er glauben, das in die Welt hereingegangene ewige Licht, Gott, der Mensch ward, nach den heiligen Schriften glauben würde, dann würde er menschlich werden.

„Konto X“ im Schauspielhaus. Man kann auch in ein Motiv verliebt sein. Die Kammerspiele brachten mit dem Stück „Konto X“ der Herren Bernauer und Desterreicher das beliebte Thema vom verananten Nischenbrödel. Das Nischenbrödel heißt Dr. Schiller, ist Stuttgarter Rechtsanwalt mit kubanisch-erotischem Anstrich, von überlebensgroßem Ekelmut und derart lebensretterisch veranlagt, daß er sein ganzes Geld hinwirft, um eine adelige Familie zu sanieren. So triefend hell nun diese Seite der Handlung wirkt, so grimmig dunkel schleicht anfangs die Gegenpartei heran: die adelsstolze Familie von Sowieso, bestehend aus einem schon nicht mehr bewalteten, sondern verfeinerten Korvettenkapitän, der keine Ahnung vom Gelbe hat, seiner Tochter, die die Inflation nur vom Hörensagen (!) kennt — hier wird die überbissige Pointe stumpf — seinem wechselfalschenden Onkel und der Enkelin, die dem Edelmut des Rechtsanwalts zum Opfer fällt, indem sie sich heiraten läßt. Es wurde sehr nett gespielt. Besonders gefiel der Bürochef des Rechtsanwalts, den Alexander Fischer-Mariß gab. Ich habe noch keinen so echten Bürovorstand gesehen. Das Publikum jauchzte ihm auf offener Szene zu. Forster Larrinaga gab den Rechtsanwalt etwas zu salopp, Rehn den veralteten Adeligen mit hinfalliger Deutlichkeit, ebenso die Gieße eine Generalin. Rudolf Hoch und Elsa Molzer traten

Ferne Vermählung

Von Josef Magnus Wehner

Mein Eigen schwand in ungeheurer Stille, Als mir dein Dasein sternsbehr erlang. Ich ward dein Sarg und Bett, als all mein Wille In Knochen weiß an deine Lippen drang. Kein Name trägt die Hochzeit. Ich und du, Vermählt schon, eh der erste Engel schwebte. So wachsen wir verjüngt dem Tode zu, Unwissend, wer zuerst vor Gott erbebte. Als Schöpfersflamme seinem Mund entwehte Entzückt geteilt in unser Doppelspiel, Als er zu dir und mir um Anteil flehte In seinen Anfang rüchend unter Ziel: Wir müssen leben, werden, was wir sind, Verwebt dem Urklang: Sonne, Welt und Wind.

in einer Art Zwischenpiel auf, das zum Ganzen paßte wie ein roter Tuchfleder auf einen Smoking. Ein Kabinettsstück lieferte Horwitz als östlicher Geldmakler. Maria Bhl war wie immer reizend. Es gab ungezählte Hervorrufe.

J. M. Wehner

Ein Elisabeth-Buch. Als späte Gabe zum 700jährigen Jubiläum der Heiligen ist im Verlag Fredebeul & Koenen in Essen in der Buchersammlung „Deutsches Gut“ mit dem Titel „Elisabeth von Thüringen“ ein Lebensbild nach der Geschichte, ein kleines Werk von Frau E. Bernhart erschienen, in dem nur die Quellen zu Worte kommen, die uns von dem Leben der Heiligen erzählen: Die Aussagen der vier Dienersinnen, der Lebensabrich, den Konrad von Marburg an Gregor IX. schrieb, und das „Leben Ludwigs“ (von Thüringen), des Kaplans Berthold. So entstand in der reichen Elisabeth-Literatur dieses Jahres gewissermaßen als Abhluß aus kundiger Hand ein kleines Werk von einer derartigen Konzentration, einem derartigen Ernst, einer inneren Kraft und einer Selbstdisziplin des Wissens, daß wir diese kleine Schrift ohne Zögern als die

Krönung all der Arbeiten bezeichnen möchten, die uns das Jubeljahr bescherie. Zudem die Verfasserin bescheiden hinter ihrem Gegenstand völlig zurücktritt, drängt sich das Bild der Heldin des Buches mit einer Kraft dem Leser auf, daß man ein wenig von jenem Zauber zu spüren glaubt, den diese jungverstorbene Heilige auf ihre Zeitgenossen ausübte. E. v. A.

Paul Braun kehrt mit seinen Marionetten nach einer dreimonatigen, wieder sehr erfolgreich verlaufenen Holland-Tournee, die nach längerem Aufenthalt in den Hauptstädten sich auch wieder über 20 andere Orte des ganzen Landes erstreckte, zu Weihnachten nach München zurück. Für Februar ist eine erneute Gastspielreise mit neuem Programm nach Holland vorgesehen, an die sich ein längeres erstes Gastspiel in Belgien (zunächst Antwerpen) anschließt wird.

Kleine Mitteilungen

Im Münchner Nationaltheater kommt die Operette „Fatinia“ von Suppé am 9. Januar unter der Regie von Joseph Geis zur Erstaufführung.

Dans Fishners Drama für Markt „Das Herz“ wurde am Nürnberger Opernhaus mit großem Beifall aufgenommen. Kapellmeister Bertil Wegelberger zeigte für die Klangwelt und den Formwillen Fishners ein starkes Einfühlungsvermögen. Die Inszenierung Rudolf Otto Hartmanns war dramatisch scharf profiliert und technisch bis auf einige Probleme der letzten Szenen geschickt gelöst. Jaro Probaszka, ein kraftvoller, leidenschaftlicher Darsteller, gab der Partie des Athanasius mit seinen prächtigen, voluminösen Stimmmitteln eine ins Monumentale gesteigerte Tragik. In der lyrischen Partie der Helge konnte Ingeborg Solmgren den ganzen Registerreichtum ihres kultivierten Soprans zu schönster Entfaltung bringen. Eine überragende darstellerische Leistung bot die stimmlich hochbegabte Sopranistin Margarethe Wagener als Wendelin.

Das Berliner Wallner-Theater, in dem zuletzt die Direktion Semmler gespielt hat, mußte wieder geschlossen werden.

Feier Martin Lambis Schauspiel „Baterlan“ hat im Berliner Komödienhaus nur zwei Vorstellungen erreichen können. Emil Pirchan, Berlin, hat einen Ruf als Professor für Bühnenbildkunst an die Deutsche Akademie in Prag erhalten und ist gleichzeitig als Ausstattungschef des Prager Deutschen Theaters verpflichtet worden.

Verdis „Don Carlos“ wurde an der Dresdner Staatsoper unter Fritz Busch neu einstudiert und glänzend zur Aufführung gebracht. Auch hinsichtlich der Teilprojektionen von Heim Sedroth, dem die Gesamtausrüstung unterstand, farbig gearbeitet, und Dr. Alexander Schums Spielleitung sorgte für buntes Leben. Von den Solisten ragten Battiera (Carlos), Blaschke (Philipp) und Burg (Rosa) hervor, bei den Damen Biorica Urjuleac (Königin) und Martha Suchs (Edo). W. P.

Das Kuratorium zur Durchführung des Internationalen Wettbewerbs für Gesang und Violine während der Wiener Festwochen 1932 teilte in einer Pressekonferenz mit, daß Staatsoperndirektor Clemens Krauß den Vorsitz der internationalen Jury übernommen habe. Ihr gehören bereits hervorragende Künstler aus allen Kulturländern, darunter als Münchner Prof. Szanto, Prof. Schachtenbed aus Leipzig und Bronislaw Huberman an.

Von den von der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, in den letzten Wochen herausgebrachten neuen Büchern erscheinen bereits neue Auflagen von Ludwig Finckh „Stern und Schicksal“, Rudolf Preßler „Der Konrad und die Paula“, Hermann Stegemann „Das Kind Eva“, Auguste Supper „Die Mädchen vom Marienhof“ und dem Novellenband von Ernst Zahn „Sieger und Besiegte des Lebens“. — Ina Seidels „Wunschkind“ erschien soeben im 25. Tausend.

Im Verlag Albert Langen in München erscheinen in der nächsten Zeit zwei Bücher von Georg Britting: ein Band Erzählungen und ein Roman „Lebenslauf eines viden Mannes, der Hamlet hieß“.

Alfred Pellegrini, der auch in München bekannte Dresdner Kontinistler, hatte in letzter Zeit als Violinvirtuose und Vortragender im Rahmen des „Bühnenführer Bundes der deutschen Jugend“ in Hamburg, Bremen, Schwerin, Prag, Wien und Innsbruck schöne Erfolge. Zur Zeit befindet sich der Künstler auf einer Kunstreise in der Schweiz.

In Dresden sang kürzlich Lotte Schrader, von Josef Goldstein ausgezeichnet begleitet, in holländischer Weise neue Lieder des französischen Konsekers Studientrat Robert Dehrl, Schweinfurt, mit großem Erfolg.

An einem Kammermusikabend kamen im Leipziger Gewandhaus „Neun Stücke für Streichquartett“ von Adolf Busch zur Aufführung. Buschs 45. Opus ist mehr ein Übungs- als ein Konzertwerk, die Möglichkeiten, die sich den einzelnen Streichinstrumenten im Rahmen eines Quartetts bieten, werden in den vorliegenden neun Sätzen demonstriert. Das Gewandhausquartett, dem Busch das Opus widmete, setzte sich mit gewohnter Meisterschaft für die Neuheit ein.